



Oliver Tanzer | Wien

geb. 1967, leitender Redakteur für Außenpolitik und Wirtschaft bei der österreichischen Wochenzeitung *Furche*

olivertanzer@furche.at

Kapital, Arbeit und Menschenwürde

25 Jahre Enzyklika „Centesimus Annus“¹

Er hat die Ausbeutung der Erde und des Menschen angeprangert, die globale Ungleichheit angeklagt und den Verlust der Seele in der Konsumgesellschaft: Papst Johannes Paul II. Vor 25 Jahren erschien seine Enzyklika *Centesimus annus* über die großen Verwerfungen in der globalisierten Gesellschaft. Sie hat in ihrer Bedeutung und Aussagekraft bis heute nichts verloren. Noch immer geht es um die Grundprobleme der Zivilisation: um die Verantwortung der Starken und Reichen, die Ärmern teilhaben zu lassen an den Chancen der Entwicklung; um die schädlichen Einflüsse jeglicher Ideologie auf den Staat und seine Bürger; um die Freiheit, die unter der Leugnung der Wahrheit zur Diktatur wird; um die Wichtigkeit der Förderung des schöpferischen Handelns des einzelnen; und schließlich um den werktätigen Menschen als kostbarstes Vermögen jedes Unternehmens.

Fluch der Arbeit

Wenn Sie heute zur Arbeit gehen und dafür Lohn erhalten, erinnern Sie sich daran, dass Sie eigentlich nicht belohnt, sondern bestraft werden. Die Arbeit ist der Fluch Gottes gegen die Menschen: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ (Gen 3,17) Arbeit hat demnach nichts Ehrenwertes. Sie ist die von Gott verdamnte Pflicht, sich mit Pflanzen und Tieren so auseinanderzusetzen, dass man sich von ihnen ernähren kann. Der Paradieszustand der Arbeit ist erreicht, wenn man sie nicht mehr braucht.

1 Dieser Text gibt Radioansprachen wieder, die vom Autor Ende April 2016 in Ö1 gehalten und für den Druck geringfügig überarbeitet wurden. Von O. Tanzer erschien zum Thema zuletzt: *Lilith und die Dämonen des Kapitals. Die Ökonomie auf Freuds Couch* (gemeinsam verfasst mit T. Sedlacek), München 2015.

Das ist es auch, was die Ökonomen am Ende menschlicher Entwicklung sehen: das Glück der Arbeitslosigkeit. Bei Karl Marx gehen die Menschen wohlgelaunt fishen. Bei John Maynard Keynes denken mündige Bürger über Gott und die Welt nach, also über „die wirklich wichtigen Dinge im Leben“, wie er meint. Stellen Sie sich das einmal vor: Sie gehen heute zur Tür hinaus und kommen – nach Keynes – am Abend mit einer guten Idee heim statt mit einem müden Kopf – oder nach Marx mit einer saftigen Forelle statt schlechter Laune und einem Fertiggericht.

Aber was ist nun mit dem Fluch der Arbeit? Johannes Paul II. meint, die Arbeit sei ein sich in Beziehung setzen, die Wertschöpfung besteht nicht nur in dem hergestellten Gut als vielmehr in der Verwirklichung einer Gemeinschaft von Menschen und Völkern. Den Markt sieht er als eine zivilisatorische Errungenschaft menschlicher Kommunikation, wie er in seiner Enzyklika schreibt (*Centesimus Annus*, Nr. 32; 35; 43). Kreativität zu entfalten solle das Ziel der Märkte sein.

Die Märkte müssten also etwas mehr vom Paradies aufsaugen und etwas weniger vom Fluch des Stumpfsinnigen produzieren. Arbeitsleistung, die bloß in Produktion, Stückzahl und Arbeitsstunden bemessen wird, ist würdelos. Und genau so könnten Sie das heute ihrem Arbeitgeber sagen, vorausgesetzt natürlich, sie sind Papst oder Betriebsrat – und damit mit Unkündbarkeit gesegnet.

Vom Lohn

Aber reden wir auch einmal über das, was uns scheinbar am Leben hält: über den Lohn, den wir für unsere Arbeit bekommen. Der Lohn der Arbeit muss gerecht sein, fordert Johannes Paul II. (Nr. 8, Anm. 24; 25–27). Aber was ist gerecht? Darüber gibt es neben der Meinung des Papstes noch ein paar Millionen weitere. Die Ökonomie macht es sich einfach und meint, dass der Lohn der Grenzertrag der Arbeit ist. Der Lohn entspricht also jenem Wert, der verloren ginge, wenn man nicht produzieren würde. Aber da sind wir schon wieder im Dilemma. Denn: Was ist Wert? Und wer bewertet?

Es gibt da das Gleichnis vom Ziegelarbeiter und vom Kardinal. Der Kardinal besucht die Fabrik und fragt, was der Arbeiter da tue. Und der sagt, ich mache Ziegeln und du? Ich führe die Kirche, sagt der Kardinal, und deshalb darfst du Eminenz zu mir sagen. Aber was machst du Kardinal, fragt da der Ziegelarbeiter, ohne meine Ziegel? Wo ist dann dein Dom?

Der Arbeiter fordert nichts anderes als eine Umwertung. Und eigentlich reden wir auch immer über so eine Umwertung, wenn wir von Reformen reden. Reformen bedeuten soziale Auf- und Abwertungen. Wie etwa bewerten wir die Leistung der Alleinerzieherin mit zwei Halbtagsjobs, der Lehrerin, die sich um die Jugendlichen in den Randbezirken kümmert? Und warum verdient der Manager, der in der Krise Millionen versenkt hat, 240 mal mehr als die Lehrerin? Und wa-

rum hat die Lehrerin nicht nur wenig Lohn, sondern auch wenig Anerkennung – also wenig immateriellen Lohn?

Man müsste also die Frage nach dem Grenzertrag der Arbeit neu stellen – umfassender. Etwa so: Was würde der Gesellschaft verloren gehen, wenn du nicht arbeitest? Was meinen Sie, um wie viele Tausend wichtige Personen würde es plötzlich mehr geben. Krankenpfleger, Müllmänner, Putzfrauen, Lehrer ... Und wie viele angeblich wichtige Personen würden arbeits- und bedeutungslos?

Die Ruhe und Ruhelosigkeit

Weil wir gerade vom Lohn gesprochen haben: Ist es nicht interessant, dass die Ruhe im religiösen Sinn der eigentliche Lohn für Arbeit und Mühe ist? Nicht Schätze und Wohlstand, nein die Nicht-Tat, die mit der „Untat“ gar nichts gemein hat. In der Schöpfungsgeschichte belohnt sich Gott selbst mit einem ganzen Tag Arbeitslosigkeit (vgl. Gen 2,2f.). Vielleicht ist diese Ruhe gar das Ziel der Schöpfung überhaupt?

Viele wirtschaftliche Probleme beginnen eigentlich da, wo die Wirtschaft meint, der Lohn, das Geld, könne die Ruhe ersetzen, in der Meinung, die Ruhe sei „unproduktiv“. Daraus entsteht die Philosophie des Fließbandes und des rastlosen Energiestromes, den man Fleiß nennt, das beständige Produzieren von Waren und Werten. Und das Ziel dieser Werte ist es wieder, dass es uns besser gehe und wir reich und zufriedener werden. So wird es versprochen und angepriesen.

Nun, das mit dem Reichtum hat funktioniert, nur an der Zufriedenheit hapert es noch. Warum? Genau deshalb: Weil unser Wachstum keine Ruhe kennt. Genau diese Ruhelosigkeit des Konsumismus ist auch einer der Hauptkritikpunkte der Enzyklika *Centesimus annus* (Nr. 37, Anm. 76, 93, 79; Nr. 61 u.a.). Geändert hat sich nichts in den 25 Jahren seit Veröffentlichung des Papst-Schreibens. Die olympischen Ideale der Marktwirtschaft produzieren um der Produktion willen, nicht um des Fortschritts willen. Was wir heute Fortschritt nennen, ist viel zu oft der stumpfe Gleichschritt und werktätiger Trott. Diesem Trott-Syndrom kommt es sehr gelegen, dass es uns die Zeit nimmt, darüber nachzudenken, welchen Sinn und Zweck das Getane eigentlich hat.

Denn was würde man dann eigentlich sehen? Die mit Fetischen und Glücks-Placebos vollgestopfte Existenz? Die Einsamkeit, die zugeschüttet werden muss? Die Freizeit, die auch noch mit Produktivität aufgeladen werden muss? Mit der Schrittzähler-App auf dem Handy bleibt man selbst beim Spaziergang produktiv. Die Gesellschaft lebt also in einem Horror vor der Ruhe und Leere. Freilich, in unserem Unbewussten sind wir ja schon so weit wie der liebe Gott, der sich nach der Schöpfung ausruht. Es kann ja kein Zufall sein, dass wir den Tag der Arbeit feiern, indem wir nicht arbeiten.

Ain't got time to die

Aber die Arbeit hat noch eine andere Dimension, jene der Globalisierung. In den Südstaaten singen sie heute noch ein Lied, das später zur Vorlage vieler Jazz-Songs wurde. Der Text lautet: *Keep so busy serving my massa, aint got time to die*. Nicht einmal fürs Sterben ist Zeit, so hart wird für den Meister gearbeitet. So rollten die Melodien über die drückende Schwüle der Felder. Heute sind es nicht vier Millionen Sklaven sondern mehr als eine Milliarde auf der ganzen Welt, die so singen könnten. *Ain't got time to die* in Indien, Bangladesh, China. *Ain't got time to die* in Indonesien, auf den Philippinen, in Brasilien. Johannes Paul II. sprach schon vor 25 Jahren über sie. Er prangerte Regionen an, wo „noch die Regeln des Kapitalismus der Gründerzeit mit einer Erbarmungslosigkeit herrschen, die jener der finsternen Jahre der ersten Industrialisierungsphase in nichts nachsteht.“ (Nr. 33)

Ja so ist das noch immer: Die Arbeiter sind die Ressource. Ressourcen braucht man, um sie zu verbrauchen. Wenn wir unsere T-Shirts und Jeans kaufen, billig, billig, billig, dann kaufen wir diese verbrauchten Leben mit. Und wir schmeißen sie dann für neue Kleider wieder weg.

„Immer das gleiche Gejammer“, sagen jetzt die Realisten über die so genannten Naiven. Ja sicher, wir jammern. Aber nicht nur um die Opfer. Auch um ein plumpes System, das für unseren Reichtum die Lohnsklaverei des 19. Jhs. in die Zeitmaschine verfrachtet und im 21. Jh. wiedereröffnet hat, in den asiatischen Kellergewölben der Globalisierung. Man kann auch um die schlaunen Realisten weinen, denen weisgemacht werden kann, es handle sich da um einen „zivilisatorischen Aufholprozess“. Aufgeholt wird da nichts, es wird Zivilisation abgestreift im Namen von Produktivität, Output, und Lohnstückkosten. Und es liegt an diesem Rückschritt statt Fortschritt, dass sie auch heute wieder singen müssen, *ain't got time to die*.

Die Freiheit

Aber gehen wir einmal auch zum philosophischen Herz der Angelegenheit. Denn es sind ein paar wenige Grundformeln, auf denen sich die menschliche Arbeitsgesellschaft erhebt. Eine der wichtigsten davon ist, dass die Freiheit des Handelns und des Handels das Bessere in der Welt wie von selbst, von unsichtbarer Hand, wie Adam Smith sagt, hervorbringt. In der Theorie klingt das logisch. Denn der böse Bäcker, der schlechte Semmeln bäckt, wird seine Kundschaft verlieren. Nur ist es so, dass die Wirtschaft kein Bäckerladen ist.

In der Enzyklika *Centesimus annus* kommt ein Satz immer wieder vor, der auch als Gegendogma zur Freiheit der Märkte gelten kann. Er sagt: „Eine Freiheit, die es ablehnt, sich an die Wahrheit zu binden, wird der Willkür verfallen und am Ende sich den niedrigsten Leidenschaften überlassen und damit sich selber

zerstören.“ (Nr. 41; 46) In einem solchen Prozess ist die Wachstumsgesellschaft gefangen. Sie zwingt das Individuum, seine Freiheit und seine Gewissensfreiheit im Namen der Freiheit des Systems aufzugeben. Sie weicht alle stabilisierenden Grundgesetze der Marktwirtschaft auf. Sie schafft Minijobs, die die soziale Sicherung außer Kraft setzen. Sie verunglimpft und verwässert die wichtigsten Staatsfunktionen. Sie setzt den Generationenvertrag durch die Jugendverarmung außer Kraft und sie verteilt den Reichtum selbst in den reichen Gesellschaften selbstzerstörerisch ungleich.

Am Ende seiner Darlegungen fleht Papst Johannes Paul II. um Gottes Hilfe für die Welt. Wenn man der Bibel glauben darf, dass Gott den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen hat, und man der Psychologie glauben darf, dass der Mensch Gott nach seinem Ebenbild geschaffen hat, dann liegt darin wohl der Ausweg aus dem Dilemma: in einem „Erkenne dich selbst und handle, solange noch Zeit ist“.